

Auf zum Iguazú!

Ein Weihnachtsausflug in den brasilianischen Urwald.

Vortrag von Dr. phil. Volkmár Hölzer,
Oberlehrer in Bielefeld.

Weitab vom Landungsplatze der großen transatlantischen Dampfer, die den Verkehr der jungen Millionenstadt Buenos Aires mit der alten Welt vermitteln, lag der bescheidene kleine Raddampfer «Dolores», der meine beiden Reisegefährten und mich den Paraná-Fluß aufwärts nach den jungfräulichen Urwäldern Brasiliens bringen sollte, von deren Rande das Wunder Südamerikas, der vielgerühmte Wasserfall des Iguazú, uns als verheißungsvolles Reiseziel entgegenwinkte.

Im Südhafen von Buenos Aires, an der Mündung des fogenannten Riachuelo in den La Plata, wo nur kleine Dampfer und Segelschiffe anzulegen pflegen, ging es ein wenig ruhiger zu als in dem vom brausenden Weltverkehr erfüllten Nordhafen, zwischen dessen mächtigen Warenspeichern eine buntzusammengewürfelte Menschenmenge aus aller Herren Länder sich durcheinander zu drängen pflegt, während über ihren Köpfen riesige hydraulische Kräne unablässig die gewaltigen Warenballen, welche die europäische Industrie nach Argentinien sendet, aus dem Schiffsinnern in die Speicher heben, um dafür sofort wieder die Landesprodukte: Weizen, Häute und Wolle, einzutauschen.

Den Rand des Südhafens dagegen umfläumen nur kleine alte Häuser, meist schmierige Matrosenkneipen enthaltend, aus denen fast zu allen Tageszeiten die einförmigen Weisen der Gitarren und Mandolinen ertönen. Zwischen ihnen verrät ab und zu eine alte baufällige Bretterbude oder ein vereinsamer ländlicher Rancho, daß erst seit wenigen Jahren der junge Riese Buenos Aires seine Glieder bis hierher ausgestreckt hat.

Erleichtert atmete alles an Bord auf, als gegen Mittag der Dampfer die Anker lichtete, das Geschrei der frechen italienischen Stauer und Gepäckträger, die hier wie überall in Südamerika den Hauptbestandteil der Hafendarbeiter bildeten, verstummte und die über die schlammigen Fluten des La Plata uns entgegenwehende Brise ein wenig die Backofenhitze des glühenden Dezembertages, der über der Stadt lag, milderte.

Während das Schiff den Kurs stromaufwärts nahm und an Buenos Aires vorbeiglitt, das mit seinen Palästen, Kirchen und Fabriken, in Dunst und Qualm gehüllt, zu unserer Linken lag, musterte ich ein wenig die Reisegefährten, mit denen wir die nächsten Tage, auf engstem Raume zusammengedrängt, verleben sollten. Die Argentinier befanden sich diesmal entschieden in der Mehrzahl, was in Buenos Aires mit seiner starken europäischen Einwanderung durchaus nicht immer der Fall ist.

Außer uns drei Deutschen waren von Europäern nur zwei kleine Pariser Modistinnen an Bord, welche die flauere Geschäftszeit der Badesaison zu einer Erholungsreise aufs Land benutzten. Den größten Teil unserer Mitreisenden bildeten Studenten und Lehrerinnen aus den Provinzen, welche die Ferienmonate in der Heimat zu verbringen wollten. Ihre dunkle, gelbbraune Hautfarbe, das straffe und dichte schwarze Haar sowie die etwas härtere, gutturale Aussprache des Spanischen verrieten dem Kundigen sofort, daß es Kreolen aus dem nordöstlichen Teile Argentiniens waren, welche die starke Beimischung von Indianerblut in ihren Adern nicht verleugnen konnten.

Kaum hatten wir Buenos Aires einige Tagereisen hinter uns, so begannen sie in der Unterhaltung untereinander das Spanische mit der in den Nordprovinzen noch so häufig gesprochenen Guarani-Sprache zu vertauschen.

Rasch eilte der Dampfer an den von Trauerweiden und Pappeln umsäumten Inseln von Tigre vorbei, zwischen denen sich Sonntags eine ungezählte Menge fröhlicher Ausflügler auf Rudernachen und Motorbooten zu tummeln pflegt.

Dann begann das Mündungsdelta des Paraná, dessen flache von Weidengebüsch umsäumte Ufer im allgemeinen wenig Abwechslung bieten. Hurtig arbeitete sich unser kleiner Dampfer zwischen den zahlreichen Inseln hindurch stromaufwärts, von dem kundigen Piloten oft so nahe am Ufer entlang gesteuert, daß die Weidenzweige seine Kajüttenfenster streiften.

Ab und zu schauten aus dem frischen Grün der Inseln die braunen Schilfdächer der Ranchos hervor, in denen betrieblame italienische An siedler ihr Heim aufgeschlagen hatten. Unter ihren fleißigen Händen verwandeln sich die sumpfigen Dickichte des Paraná-Deltas allmählich in blühende Obstplantagen.

Auch die kleinen Kampfstädtchen Campana, Zárate und San Pedro, deren helle Landhäuser und Kirchtürme freundlich herüberwinkten, nehmen dank der italienischen Einwanderung schnell zu. Besonders Campana, wo eine große englische Fleischgefrierfabrik (frigorífico) besteht, macht den Eindruck eines rasch aufblühenden Binnenhafens.

In noch höherem Grade gilt dies von Rosario de Santa Fe, wo wir am nächsten Tage in glühender Mittagshitze anlegten. Die neuen mit ungeheuren Kosten errichteten Hafenanlagen dieser Stadt sind mit den modernsten Errungenschaften der Technik ausgestattet, so daß auch die größten transatlantischen Dampfer unmittelbar am Ufer löschen können.

Etwa 25 mächtige Seeschiffe, die bei unserer Ankunft im Hafen lagen, gaben Zeugnis von der kommerziellen Bedeutung Rosarios, das als zweite Stadt der Republik die Zahl von 170 000 Einwohnern erreicht hat und als »Seehafen im Binnenlande« für die Ausfuhr landwirtschaftlicher Produkte wie Weizen, Mais, Häute und gefrorenes Fleisch stetig an Bedeutung gewinnt.

So wichtig nun auch Rosario für den Großhandel sein mag, dem Vergnügungsreisenden bietet es nur sehr wenig Sehenswertes. Geradlinige Straßen, deren Holzpflaster unter den sengenden Strahlen der Mittagssonne pestilenzialische Dünste aushauchte und deren meist niedrige Häuser erschreckend einförmige Fronten darboten; große regelmäßige Plätze mit wohlgepflegten Anlagen und schönen Palmengruppen, aber geschmacklosen Denkmälern, eine architektonisch nichtsagende Kathedrale und ebensolcher Justizpalast, sowie ein im Entstehen begriffener Stadtpark — war alles, was wir auf einer kurzen Rundfahrt von dieser Stadt der Arbeit zu sehen bekamen.

Als der Dampfer sich wieder in Bewegung gesetzt hatte, gewährte der Luftzug auf dem Vorderdeck wenigstens etwas Erleichterung gegen die nachgerade unerträglich gewordene Hitze. Dort drängte sich denn auch die kleine Reisegesellschaft in ziemlich gedrückter Stimmung zusammen, und nur die verzweifelten Versuche, die unser Reifegenosse Dr. K., ein Neuling in Südamerika, machte, um mit Hilfe von »Meyers kleinem Sprachführer« mit den anwesenden Señoras und Señoritas eine Unterhaltung auf Spanisch zu führen, konnten bisweilen die gesunkene Stimmung ein wenig aufheitern.

Der Anblick, den Strom und Landschaft während der nächsten Tage der Flußfahrt boten, war auch nicht gerade dazu angetan, die allgemeine schlechte Laune, die sich nach und nach der meisten Passagiere bemächtigt hatte, zu vermindern.

Zwischen flachen Ufern und Inseln, deren sommerlich dürre Grasflächen nur selten durch einen malerischen Rancho oder eine weidende Rinder- und Pferdeherde belebt wurden, wälzte der Riesenstrom, dessen Breite hier noch über 10 000 m beträgt, seine schlammig-gelben Fluten dahin. Von ihnen wurden die flimmernden Strahlen der unbarmherzigen Dezembersonne so grell zurückgeworfen, daß die geblendeten Augen vergeblich nach einem Ruhepunkte suchten. Auch die Nächte brachten wenig Kühlung,

so daß an Schlaf in den dumpfen Kabinen nicht zu denken war. Trotzdem es meist stockdunkel war, setzte der Dampfer seine Fahrt auch nachts mit ungeminderter Schnelligkeit fort, von dem alten italienischen Steuermann, der auf Paraná-Schiffen ergraut war, sicher zwischen den zahlreichen Sandbänken und Untiefen des schlammigen Flussbettes hindurchgesteuert. Der Kapitän, ein sehr entgegenkommender Uruguayier, zeigte uns bereitwillig die Merkmale, die ihm als Richtungspunkte für seinen Kurs dienten, aber unser an Gas- und elektrisches Licht gewöhntes Auge vermochte nichts als schwarze, undurchdringliche Finsternis wahrzunehmen. Wie sehr sind wir modernen Großstadtkinder doch an Schärfe der Sinne den in der freien Natur lebenden Menschen unterlegen!

Bemerkenswerte Punkte in der Öde und Leere der Uferlandschaft waren nur der etwa 30 Kilometer nördlich von Rosario gelegene Convento de San Lorenzo, wo am 3. Februar 1813 der argentinische Nationalheld San Martín seinen ersten Sieg über die Spanier erfocht, ferner das aufblühende Paraná, die am linken Ufer gelegene Hauptstadt der Provinz Entre-Ríos, die jetzt an 25 000 Einwohner erreicht hat, und endlich die der Kemmerich-Kompagnie gehörige große Fleischextraktfabrik Santa Elena, deren stattliche von Anpflanzungen und Ranchos der Arbeiter umgebene Fabrikgebäude sich im Schein der Abendsonne malerisch an der hohen Böschung des linken Ufers abhoben. Im allgemeinen aber herrschte der Eindruck der weiten unbegrenzten Einsamkeit vor, den der argentinische Kampf so oft auf den an völkerreiche Dörfer und Städte gewohnten Europäer macht.

In der Provinz Corrientes, deren Grenze wir am vierten Reisetage erreicht hatten, beginnt bereits unter den niederen Volksklassen die indianische Guaranisprache dem Spanischen den Rang streitig zu machen, und weiter nach Norden, in Misiones und der Republik Paraguay, wird sie auch von der besseren Gesellschaft im Familienverkehr bevorzugt.

Zum erstenmal fiel mir ihre allgemeine Anwendung unter den Arbeitern («peones») im Hafen der kleinen weiter landeinwärts gelegenen Stadt Goya auf. Diese Correntiner «gauchos» waren meist große, lehnige Gestalten mit hohen, schmalen Schultern und dunkelbraunen fast bartlosen Gesichtern, von denen viele deutlich indianische Abstammung verrieten. Ihre Kleidung bot für europäische Augen gar manches Auffällige und Ungewöhnliche. Sie trugen breitrandige sombreros (Filzhüte), weite, faltige bombachas (Pumphosen) und, von den Schultern nachlässig herabhängend, den landesüblichen poncho, d. i. ein großes viereckiges Tuch aus dunklem Wollstoff mit einem Schlig in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes; für Reiter unleugbar ein äußerst

praktisches Kleidungsstück. Im Gürtel steckten meist ein Revolver und ein breites Messer mit Lederscheide, während an den Füßen ungeheure Radsporen klirrten.

Diese sowie die eigentümlich hohen Sättel mit schuhartigen Steigbügeln und die riesigen Kandaren des Zaumzeuges zeigten unverkennbar Ähnlichkeit mit den entsprechenden Stücken der Ritterrüstungen in der Armería Real zu Madrid. Nach meinem Dafürhalten dürfte Ausrüstung und Pferdegeschirr der gauchos eine der allerletzten Erinnerungen an die spanische Konquistadorenzeit sein, die sich in Argentinien noch erhalten haben. Bald wird auch dieses Ueberbleibsel vergangener Zeiten vor der unaufhaltsam vordringenden modernen Kultur verschwunden sein. —

Plötzlich wurde die stumpfe Abspannung, die infolge des unbarmherzigen Sonnenbrandes von neuem an Bord herrschte, unterbrochen durch den Ruf: »un yacarey! un yacarey!«

Richtig lag am Ufer, mit weitgeöffnetem Rachen schlafend, ein mächtiges Krokodil, auf das sofort von der Schiffsmannschaft und den Reisenden mit Jagdflinten und Revolvern ein wahres Salvenfeuer eröffnet wurde. Doch erreichte keins der zahlreichen Geschosse das Tier, denn es ließ sich in seinem Mittagschlaf nicht im geringsten stören.

Etwas erfolgreicher war eine Jagd, die ich kurz darauf in meiner Kabine unternahm und bei der ich ein halbes Duzend jener kleinen grauen Tierchen zur Strecke brachte, welche den Schrecken jeder guten deutschen Hausfrau zu bilden pflegen. Diese kleinen Plagegeister hatten mir offenbar einen Vorgehackschmack geben wollen von der Infektenqual, die uns weiter aufwärts am Iguazú wartete. Leider hatte ich kein Verständnis für diese lebenswürdige Absicht, sondern blies ihnen kurzerhand das Lebenslicht aus, was mir diesmal den nach des Tages Last und Hitze wohlverdienten Schlaf verschaffte.

Tags darauf wurde die Landschaft bald abwechslungsreicher und anziehender, denn zu unserer Linken begann sich, erst fleckenweise, dann immer dichter und dichter werdend, der Urwald des Gran Chaco auszudehnen.

Gewaltige Baumriesen, von Lianen und Schmarotzerpflanzen umrankt und fast bis zur Krone von undurchdringlichem Gestrüpp eingeschlossen, traten bis dicht an die im zarten Grün des Bambusrohres schimmernden Flußufer heran. Mächtige Stämme, vom Hochwasser unterwühlt, waren in den Strom gestürzt, und ihre Wurzeln und Zweige, im Verein mit der üppigen Ufervegetation, bildeten eine unüberwindliche Mauer, die jedem Eindringling den Zugang in das Heiligtum des Urwaldes wehrte.

Am Spätnachmittag warf unser Schiff Anker bei dem kleinen Flecken Barranqueras, der erst vor kurzer Zeit als Knoten-

punkt der schmalspurigen französischen Chaco-Eisenbahn entstanden ist. Da diese bald bis zum Pilcomayo weitergeführt sein wird, verspricht die kleine Ansiedlung sich in einen wichtigen Holz- ausfuhrhafen zu verwandeln.

Hier verließ uns ein angenehmer Reisegefährte, der in Rosario an Bord gekommen war, ein alter Engländer, der vor achtundzwanzig Jahren ins Land eingewandert war und es im wilden Chaco am Ufer des Pilcomayo, nach hartem Ringen zum wohlhabenden Estanciero gebracht hatte.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß inmitten romanisch- kreolischer Bevölkerung die beiden feindlichen Vettern, Engländer und Deutsche, sich im allgemeinen sehr schnell anzufreunden pflegen. Gar oft habe ich es in Südamerika, namentlich unter Kolonisten und auf Auswanderschiffen, beobachten können, wie sofort eine gegenseitige Absonderung der zwei großen Gruppen, Romanen und Germanen, stattfindet, während die weniger zahlreich vertretenen Slaven und Balkanvölker sich mehr zu den ersteren halten. Den Romanen und Kreolen gegenüber pflegt der stolze John Bull uns Deutsche doch als mehr oder weniger gleichstehende Rasse anzuerkennen.

Unser alter Estanciero, der als echter Englishman trotz seines langen Aufenthalts in Südamerika nur gebrochen Spanisch sprach, wußte recht interessant zu erzählen von den Freuden und Leiden der ersten europäischen Kolonisten, die sich am Pilcomayo unter den Chaco-Indianern angesiedelt hatten, so daß wir ihn ungern scheiden sahen.

Sonderbar war es, wie sich in seiner eigenen Familie die Rassen gemischt hatten. Trotz seiner geringen Wertschätzung der Romanen hatte er sich in Ermangelung einer englischen Miss mit einer Italienerin verheiratet, und seine beiden älteren Kinder zeigten ausgesprochenen Neapolitanertyp, während der jüngste nach dem Vater geraten und von fast rein germanischem Charakter war.

In der milden Nachmittagssonne lagen zahlreiche Hafen- und Eisenbahnarbeiter phlegmatisch an der Uferböschung von Barranqueras. Außer einigen Italienern waren die meisten Chaco- und Guarani-Indianer. Weiß der Himmel, was aus diesem tollen Durcheinander der verschiedenartigsten Völker noch einmal für eine Rasse in dem gesegneten Lande Argentinien entstehen wird!

Es ist doch merkwürdig, wie die kirchlichen Feste von der umgebenden Natur abhängen; beinahe hätten wir alle drei vergessen, daß es Weihnachtsabend war und man daheim gerade beim warmen Ofen die Lichter des Christbaumes anzündete, während wir erleichtert aufatmeten, daß die glühenden Strahlen der südlichen Sonne eben etwas nachzulassen begannen.

Gegen 6 Uhr näherten wir uns der gleichnamigen Hauptstadt der Provinz Corrientes, deren helle, einstöckige Häuser, von schlanken Palmen überragt und blühenden Gärten umgeben, sich auf der Flußseite äußerst malerisch darboten.

Corrientes wurde schon zu Anfang der spanischen Kolonialzeit, am 4. April 1588 von dem adelantado Don Juan Torres de Vera y Aragón gegründet. Auch jetzt noch gibt es darin einige alte Häuser, die mit ihren Giebedächern aus Hohlziegeln, ihren Gitterfenstern und Veranden nach andalusischer Art angenehm in den langweiligen, gradlinigen Straßen und Plätzen auffallen. Sonst bietet Corrientes, das gegenwärtig 27 000 Einwohner zählt, nur wenig Sehenswertes.

Auch macht es im allgemeinen nicht den Eindruck raschen, unentwegten Fortschrittes, den man sonst in Argentinien überall hat. Wie wir hörten, herrschte seit einiger Zeit auch geschäftlich völliger Stillstand infolge der unsicheren politischen Lage,*) die schon mehrmals das Eingreifen der Nationalregierung in die provinziellen Streitigkeiten veranlaßt hatte und jeden Augenblick den Ausbruch einer neuen Revolution gegen den derzeitigen gobernador befürchten ließ.

Als wir nach einem kurzen Rundgange, der völlig genügte, um alles Sehenswerte in Augenschein zu nehmen, zum Flusse zurückkehrten, fand eben Parade der Garnison auf der «plaza» statt. Die militärische Haltung und das saubere Aussehen der Truppe ließ erkennen, daß bis hierher an die Grenzen der Zivilisation der Einfluß der im argentinischen Heere tätigen deutschen Instruktionsoffiziere gedrungen war.

Bei Einbruch der Nacht bog unser Dampfer in den Alto Paraná, den Oberlauf des Stromes ein, der hier in westlicher Richtung fließt.

Da sich inzwischen dunkle Gewitterwolken zusammengeballt hatten, passierten wir in tiefster Finsternis die historische Stelle zwischen Paso de la Patria und Humaitá, wo während des Krieges der Tripelallianz Argentinien, Uruguay und Brasilien gegen den Tyrannen Solano López (1865—1870) das Heer der Verbündeten übergesetzt war, während ihre Kanonenboote die heldenmütig verteidigten Stellungen der Paraguayier bombardiert hatten.

Die Ufer wurden jetzt, namentlich auf der linken Flußseite, steiler und steiler, auch traten bisweilen statt des bisherigen gelbbraunen Lehmbodens rötliche Sandsteinbänke, Basalte und eisenhaltige Tongeschiebe zutage. Meist waren sie jedoch mit dichtem Buschwerk, Bambusstauden, zwischen denen sich kleine Affen und grüne Papageien schaukelten, sowie prächtigem Hochwald bedeckt.

*) Es handelt sich um die politische Lage am Ende des Jahres 1908.

Unsere Reifegesellschaft hatte inzwischen durch eine freundlich entgegenkommende Correntiner Familie angenehmen Zuwachs erhalten. Eine nette señorita, die dazu gehörte, war Schülerin der «escuela normal de profesoras» (Lehrerinnen-Seminar) und suchte sich infolgedessen mit dem ganzen Wissensdurst einer angehenden Lehrerin über Deutschland und europäische Verhältnisse zu unterrichten, während sie ihrerseits in liebenswürdigster Weise Auskunft über alles, was uns unbekannt war, gab.

Infolge der Kehllaute des Guarani machten den Correntinern die sonst für Spanier und Argentinier geradezu unaussprechlichen Gutturale des Deutschen verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, so daß unsere freundliche profesora mit größter Leichtigkeit einige deutsche Brocken aufschnappte und uns nachher beim Abschied ein ganz korrektes: «Auf Wiedersehn, meine Herren!» zurufen konnte, das wir in Guarani mit: «adiós, cufñaday boná!» (Adieu, schönes Mädchen!) beantworteten.

Durch die Unterhaltung mit der dunkeläugigen Correntinerin erfuhren wir gar manches Wissenswerte, z. B. Namen und Verwertung der zahllosen Holzarten des Urwaldes, sowie die Bedeutung der indianischen Ortsbezeichnungen.

Im Gegensatz zum Spanier und Kreolen, der im allgemeinen nur sehr wenig Sinn für Naturschönheiten besitzt, verrät der Guarani-Indianer durch seine Benennungen eine äußerst aufmerksame und liebevolle Beobachtung der umgebenden Natur.

Leider habe ich von den Belehrungen aus schönem Munde nur sehr wenig behalten. Sowohl die Namen als das Aussehen jener Hunderte von verschiedenen Baumarten, an denen unser Dampfer vorbeiglitt, sind meinem Gedächtnisse wieder entchwunden.

Wenn ich mich recht erinnere, gaben die hohen truppweise zusammenstehenden Araukarien, die hier pinos genannt werden, ein kostbares, feinfaseriges Holz, während die mächtigen roten und weißen quebrachos sich durch hartes, tanninhaltiges Holz auszeichnen, ebenso wie die eisenharten Stämme der lapacho, nandubay, urunday und guayaibí.

Verschiedene Lorbeerarten, der Weihrauchbaum, der curupay, pterebí, tarumá, alecrín und ungezählte andere liefern vortreffliches Material für Möbeltischlereien und feinere Schreinerarbeit. Ein sonderbar wulstiger, stachelbesetzter Stamm führt den Namen samuhuyuchán, spanisch palo borracho, d. h. auf deutsch «der befoffene Knüttel!»

Wieder ein anderer stattlicher Baum, dessen hellgelbe Blüten aus dem Waldesdunkel hervorleuchten, heißt ibirapitá, und die auffallenden roten Blüten, die wie Kranichschnäbel aussehen und zwischen graugrünen saftigen Blättern schimmern, gehören dem ceibo an.

Kautschuk liefern der curupicay, mangais und payaquá, während von dem ambay, der zwischen dem sonstigen Grün sofort durch seine hellgrauen Blätter in die Augen fällt, ein Tee, den man gegen Schnupfen und Heiserkeit anwendet, gewonnen wird.

Endlich gibt es noch eine große Anzahl Bäume, wie der algarrobo, aguay, yatay und mbocay, die eßbare Früchte tragen.

Die Strömung im Flusse war jetzt an vielen Stellen außerordentlich stark, so daß unser kleiner Dampfer tüchtig dagegen anzukämpfen hatte. Bisweilen traten auch am Ostufer Reihen von Sanddünen an den Fluß heran, ein Zeichen, daß wir uns der laguna Iberá (glänzendes Wasser), einem riesigen wohl 15 000 qkm ausgedehnten Sumpf- und Steppengebiete näherten, das wahrscheinlich ein früheres Bett des Paraná darstellt und mit ihm jetzt noch durch ober- und unterirdische Kanäle in Verbindung steht. An jenem Tage war unser Reiseziel das am Nordrande der laguna Iberá zwischen Sümpfen und Sandflächen (esteros) gelegene Städtchen Ituzaingó, eine schon ältere Ansiedlung, die nur wenig modernen Fortschritt zeigte.

Unser Schiff blieb die Nacht über vor Ituzaingó liegen, und die gesamte Mannschaft sowie fast alle Reisenden gingen an Land, um das Weihnachtsfest durch einen Ball zu feiern. Auch wir wurden von einem der Honoratioren des Ortes freundlichst zur Teilnahme aufgefordert, lehnten jedoch dankend ab, denn Deutsche und Engländer pflegen mit ihrem ungelenkten Walzer zwischen den graziösen Tänzern spanischer Rasse stets nur eine ziemlich lächerliche Figur zu machen.

Wir zogen es daher vor, an Bord zurückzukehren und uns mit dem ersten Maschinisten zu unterhalten. Es war dies ein Holländer, der schon in jungen Jahren ins Land gekommen war und lange Zeit auf argentinischen Kriegsschiffen gedient hatte. Er sprach fließend deutsch und wußte recht unterhaltend von seinen Fahrten und Erlebnissen in den Meeren des Südens zu erzählen, so daß uns die Stunden auf dem Oberdeck während der lauen Mondnacht im Fluge vergingen und wir erst in vorgerückter Stunde die dumpfen Kojen aufsuchten.

Nachdem im Morgengrauen die letzten Damen endlich, müde getanz, wieder an Bord erschienen waren, lichtete der Dampfer die Anker und arbeitete sich pustend und fauchend gegen die Strömung aufwärts, denn durch große Inseln wie Apipé Grande, Apipé Chico, Cerrito, Santa Isabel und Caiguá eingengt, schossen die rötlich-gelben Fluten des Alto Paraná pfeilschnell dahin.

Um 5 Uhr morgens passierte unser Schifflein, in allen Fugen ächzend, den Salto de Apipé, eine große Stromschnelle, die durch eine mächtige Granitbank im Flußbette verursacht wird.

Inzwischen hatte das Verhängnis unseren Freund M. erreicht. Sein Künstlerauge fühlte sich durch das edle spanische Profil und die braunen Gazellenaugen der freundlichen Correntinerin so angezogen, daß er der Versuchung, sie zu porträtieren, nicht widerstehen konnte. — Doch da war es um ihn geschehen. Kaum erblickten die übrigen Señoras und Señoritas das wohlgelungene Bild, so wollten sie samt und sonders auch gemalt sein, und es blieb dem armen Herrn M. weiter nichts übrig — denn wer vermöchte dem Flehen schöner schwarzer Kreolenaugen zu widerstehen? — als bei einer infernalischen Hitze, und von wütenden Moskitostichen gepeinigt, die anwesenden Damen eine nach der andern zu konterfeien.

Am Spätnachmittage langten wir in Posadas, Hauptstadt des Territoriums Misiones, unserem vorläufigen Reiseziele, an. Die Stadt, welche etwa 9000 Einwohner zählen mag, liegt hoch über dem Flusse am Abhange eines bewaldeten Höhenzuges; ihr gegenüber auf dem niedrigen Westufer, gleichfalls am Rande des Waldes, Encarnación del Paraguay.

Der überraschend malerische Anblick, den Posadas mit seinen festungsartigen, halbverfallenen Kasernengebäuden vom Flusse her bietet, verschwindet allerdings bald, wenn man vom Hafen zur eigentlichen Stadt emporsteigt.

Die «plaza principal» zwar zeigt schöne Anlagen, eine neue Kirche, Regierungsgebäude und mehrere größere Geschäftshäuser. Aber abgesehen von den Straßen im Mittelpunkt, macht der übrige Ort noch einen recht urwüchigen, hinterwäldlichen Eindruck. Im allgemeinen überwiegen die rohen Ranchos aus Bambusrohr, deren Inneres von Schmutz starrt, über die Häuser.

Posadas ist vorläufig noch als äußerst ungesunde Stadt gefürchtet. Sumpffieber, Typhus, Pocken und Beulenpest erlöschten während der heißen Jahreszeit eigentlich nie vollständig. Wundern kann man sich bei den jetzigen hygienischen Verhältnissen nicht darüber. In allen Ecken und Gassen stinkt es geradezu bestialisch nach irgend welchen vermodernden oder verwesenden Stoffen, und mir standen die Haare zu Berge, als ich sah, wie die aguaderos (Wasserholer) mit ihren Fässern direkt in den Hafen fuhren, wo die Abwässer der Stadt wie in einem Trichter zusammenliefen, und hier inmitten der Boote und badenden Viehherden Wasser schöpften, welches dann bloß durch einen Filter aus Bimsstein notdürftig geklärt wird. Brunnen gibt es nur in den besseren Häusern, und man wird begreifen, daß ich bei diesem Anblicke den Beschluß faßte, in Posadas kein anderes als Mineralwasser aus Flaschen zu trinken.

Trotzdem ist nicht zu verkennen, daß dieser Ort eine große wirtschaftliche Bedeutung hat als Handelsmittelpunkt für die zahl-

reichen jungen Ansiedlungen im Urwalde. Man hatte hier den Eindruck eines weit bedeutenderen Handelsverkehrs als in Corrientes, das infolge der unsicheren politischen Lage darniederliegt. Unzweifelhaft wird Posadas schnell aufblühen, besonders, wenn erst im angrenzenden Paraguay wieder ruhigere Zustände herrschen, wozu vorderhand allerdings wenig Aussicht ist.

Die Preise, welche wir als «gringos» (Fremde) in Posadas zahlen mußten, hatten freilich bereits die äußerste Höhe des modernen Fortschrittes erreicht; da schon wiederholt Touristen, welche den Iguazú besuchen wollten, hier durchgekommen waren, stand die Fremdenausbeutung bereits in schönster Blüte. Für Pferde zu einem kleinen Spazierritt in die Umgebung wurden uns beispielsweise 8 Pesos (= 16 Franks) pro Stück abverlangt, so daß wir uns mit einem Rundgange begnügen mußten.

Dabei machten wir die Bekanntschaft eines rheinischen Schiffbauers, der auf der ziemlich bedeutenden Werft im Hafen arbeitete. Unter seiner Leitung wurden gerade von indianischen Arbeitern die Spanten eines mächtigen eisernen Flußschiffes aufgestellt, und er war des Lobes voll von der Anstelligkeit und Geschicklichkeit dieser Leute bei einer so ungewohnten Tätigkeit. Lange konnten wir den Morgenspaziergang allerdings nicht ausdehnen, denn die Hitze stieg bald auf 39 Grad im Schatten. Als sich darauf am Nachmittage ein gewaltiges Gewitter entladen hatte, erfolgte binnen weniger Stunden ein Temperatursturz von 17 Grad, so daß man am Abend fröstelnd wärmere Kleidung hervorholte. Natürlich sind derartige plötzliche Wechsel nicht gerade zuträglich für das Nervensystem des Mitteleuropäers.

Trotz energischen Abratens von Seiten unseres Wirtes unternahmen wir am folgenden Tage einen Ausflug in das gegenüberliegende Encarnación, um auch etwas paraguayische Luft zu atmen. Man hatte uns schon in Buenos Aires allerlei Mordgeschichten erzählt über die Unsicherheit, die seit der letzten Revolution in Paraguay herrschte, und die mancherlei Schikanen, die der Fremde von den Behörden infolge des Belagerungszustandes zu erleiden habe.

Derartige Dinge pflegen jedoch in Südamerika, wie ich aus Erfahrung wußte, an Ort und Stelle immer nur halb so schlimm zu sein, wie gesagt wird. Das war denn auch hier der Fall.

Wir wurden auf dem anderen Ufer von der paraguayischen Grenz- wache nicht im geringsten belästigt, im Gegenteil, alle Personen, die von uns um irgendwelche Auskunft gebeten wurden, bemühten sich, durch große Zuvorkommenheit zu beweisen, daß die paraguayos nicht die «salvajes» (Wilden) seien, als die sie von ihren bösen Nachbarn, den Argentinern, verschrien würden.

Außer den Soldaten der Grenzgarnison und einigen Jungen und Creifen waren fast gar keine Männer, sondern nur Weiber im Orte zu sehen. Wie man uns sagte, hatte sich der größte Teil der männlichen Bevölkerung in die Wälder geflüchtet, um nicht gewaltsam unter die Regierungs- oder Revolutionstruppen gesteckt zu werden.

Handel und Verkehr lag infolge dieser Verhältnisse natürlich sehr darnieder; in der Posthalterei konnten wir unsere Ansichtskarten nicht verschicken, weil man seit Monaten keine Marken mehr von der Hauptstadt Asunción erhalten hatte. Ebenso fehlte es an Geld. Die aus den verschiedensten Stücken zusammengeklebten, schmutzstarrenden Papierpesos mußten äußerst behutsam angefaßt werden, damit sie einem nicht unter den Händen zerfielen.

Auch im Hafen sah man fast nur Frauen. Wenn ein Dampfer anlegte, wurde er sofort von einer Menge Boote umringt, in denen unter bunten Sonnenschirmen alte und junge Paraguayerinnen saßen und für wenige Centavos Apfelfinen, Bananen und Tabak feilboten. Dabei bliesen sie selbst ununterbrochen mächtige Rauchwolken aus ihren großen Zigarren.

Der Paraguaytabak ist ganz vorzüglich, aber diese aus frischen, kaum getrockneten Blättern gedrehten Zigarren, wie sie der Eingeborene liebt, sind furchtbar schwer, wahre »Dreimännerzigarren«. Wenn man sie jedoch einige Tage trocknen läßt, schmecken sie recht gut. Meist waren diese Verkäuferinnen schrecklich häßliche, alte Vetteln mit dunkelbraunen, verrunzelten und pockennarbigem Gesichtern, doch fielen auch einige recht sympathische Erscheinungen durch helle Farbe und schöne dunkle Rehaugen auf.

Encarnación selbst ist eine schmutzige kleine Stadt von etwa 6000 Einwohnern, aber vom schönsten Walde umgeben. Leider mußten wir einen Ausflug in denselben bald aufgeben, denn die zahlreichen Waldbäche, die den Weg kreuzten, waren infolge des Gewitterregens vom vorigen Tage so angeschwollen, daß sie ein Weiterkommen zu Fuß bald unmöglich machten.

Wir kehrten in einer elenden Kneipe, die sich stolz als »Hotel alemán« (deutsches Gasthaus) bezeichnete, ein und konnten mit Mühe etwas Schinken und Eier bekommen. Der Besitzer war ein zugewanderter Deutschbrasilianer aus Porto Alegre, der aber das Deutschtum bewahrt hatte. Auch seine Kinder, also schon die zweite in Amerika geborene Generation, sprachen ein unverfälschtes Schwäbisch.

Hier in Misiones und den gegenüberliegenden Küstenstrichen von Paraguay gibt es eine ganze Anzahl Kolonisten aus den östlichen Provinzen unseres Vaterlandes. Auch viele Polen haben sich hier angesiedelt, und es gewährt einen äußerst komischen Anblick, wenn

sie, ungeachtet der glühenden Tropen Sonne, bei Märkten und kirchlichen Festen in ihrer heimischen Pelztracht und den hohen Stulpstiefeln erscheinen.

Sehr vertrauensvoll sah der kleine alte Raddampfer, der uns nach mehrtägigem Warten endlich zur Weiterfahrt aufnahm, trotz seines wohlklingenden Namens »Edelira« allerdings nicht aus, aber wir waren froh, aus dem ungefunden Posadas ohne Fieberanfall fortgekommen zu sein.

Unsere Reisegefährten der I. Klasse waren fast alle argentinische, paraguayische und brasilianische Kolonisten. Unter ihnen befand sich jedoch auch ein junger etwa siebzehnjähriger Deutscher, ein frischer, zutraulicher Bursche, der uns erzählte, er sei mit dreizehn Jahren aus dem Theresianum in Wien entlaufen, da er die gräßlichen griechischen Verba nicht habe erlernen können.

Nachdem er sich als Arbeiter auf Schiffen und Estancias einiges Geld verdient, sei er jetzt nach Paraguay gekommen und habe sich in der Ansiedelung des deutschen Kolonistens Mainghusen ein Stück Land gekauft; augenblicklich wäre er damit beschäftigt, auf seinem Besitztum unter Beihilfe zweier indianischen Peone den Urwald zu roden und ein Blockhaus zu zimmern.

Der kräftige, energische Bursche war offenbar mit Leib und Seele bei seiner Aufgabe und bereute es keinen Augenblick, den Händen der klassischen Philologen entsprungen zu sein; ich selbst aber, der zu dieser Zunft gehöre, dachte im Stillen: Ach, möchte doch so mancher, der auf den höheren Schulen sich selbst und seinen Lehrern das Leben schwer macht, es diesem Jungen gleich tun und einen praktischen Beruf ergreifen, statt aus törichtem Standesvorurteil der Eltern um jeden Preis Studieren zu wollen. Er braucht darum ja nicht gleich als Kolonist in die Urwälder Paraguays zu gehen, denn harte Arbeit und eiserne Ausdauer sind nötig, um hier auf einen grünen Zweig zu kommen, da auch die reiche Natur dieses gesegneten Landes nichts umsonst schenkt. Wie uns der junge Auswanderer erzählte, wird von den Ansiedlern zunächst mit dem »machete«, einer Art Faschinenmesser, das dicke Geltrüpp, welches den Urwaldboden bedeckt, oberflächlich entfernt und, wenn es trocken genug geworden ist, angezündet.

In den durch die Asche gedüngten und mit dem Machete oberflächlich aufgelockerten Boden wird dann zuerst Mais gesät, und bei der Fruchtbarkeit des jungfräulichen Bodens sollen Ernten von 1000 Kilo per Hektar keine Seltenheit sein. Außerdem werden noch Bananen, einige Gemüse und vor allem die nahrhafte Mandioka-Wurzel, die den Ansiedlern das Brot ersetzt, gepflanzt. Im zweiten Jahre wird wiederum das üppig wuchernde Geltrüpp abgebrannt und dem diesmal etwas tiefer umgegrabenen Boden

Mais, Bohnen, Mandioka, Hirse, Zuckerrohr und Tabak anvertraut. Im dritten Jahre endlich pflegt man den Boden nochmals durch Feuer zu säubern und gründlich von den Resten des Gestrüpps und den Wurzeln zu reinigen; worauf man ihn ruhen läßt, um dann im vierten Jahre mit dem regelrechten Umpflügen und Anbauen zu beginnen.

Zugleich werden die vom Feuer leicht angelegten Baumstämme gefällt und in den Fluß gerollt, wo sie zu Flößen, hier «hangadas» oder «yangadas» genannt, verbunden und von kleinen Schleppdampfern nach Corrientes, Rosario und Buenos Aires gebracht werden.

Der Reichtum von Nußhölzern in den Wäldern von Misiones und Paraguay ist ganz außerordentlich groß. Es soll etwa 160 verschiedene Arten Bäume, ebensoviel Sträucher und 5 verschiedene Klassen von Palmen geben; außerdem unzählige Lianen, Baumfarne, Efeus, Bambus, Bananen und dergl. Davon wären allein etwa 40 Holzarten vorzüglich zu Tischler- und Zimmermannsarbeiten geeignet.

Die Fruchtbarkeit der reich bewässerten roten Erde ist unter dem milden Klima einfach unglaublich. Die Kolonisten bauen mit bestem Erfolg: Mais, Weizen, Wein, Mandioka, Bananen, Apfelsinen, Zitronen, Ananas, Kaffee, Kakao, Tabak, Zuckerrohr, Yerbamate, eine Eichenart, von deren Blättern der beliebte Paraguaytee gewonnen wird, und an einigen Stellen auch Reis, Baumwolle und Flachs.

Die nügliche Mandioka- (Maniok-) Wurzel soll jährlich 40—50 000 Kilo bringen, das Zuckerrohr 30—50 000 gutes Rohr, aus dem sich durchschnittlich 4000 Kilo Zucker gewinnen lassen. Der Tabak, von dessen vorzüglicher Qualität ich mich selbst mehrfach überzeugt habe, erlaubt jährlich 3 Ernten, die etwa 1000 Kilogramm pro Hektar Ertrag geben.

Die Verantwortung für alle diese Angaben muß ich bei meiner gänzlichen Unkenntnis in landwirtschaftlichen und botanischen Dingen allerdings meinem Gewährsmann überlassen. Nur so viel kann ich versichern, daß man sich von der Üppigkeit des Pflanzenwuchses jener paradiesischen Gegenden bei uns in Deutschland nicht die entfernteste Vorstellung machen kann.

Der Hektar Land wird dort gegenwärtig zu 3 bis 4 Pesos verkauft, so daß ein fleißiger, mit kräftigen Armen ausgerüsteter Ansiedler sehr wohl die Aussicht hat, hier sein Glück zu machen. Allerdings soll schon mancher, der frischen Mutes Hand ans Werk legte, bald erlahmt sein, als er sich im verzweifelten Ringen mit dem Urwalde Schritt für Schritt den Besitz seines Grund und Bodens erkämpfen mußte.

Die Weiterfahrt den Alto Paraná hinauf war sehr gnußreich. Die mit herrlichstem Urwalde bedeckten Ufer rückten

allmählich immer näher aneinander, so daß die Breite des Flusses, die unterhalb Paraná an einigen Stellen noch 10000 m erreicht hatte, nur noch 600 bis 1000 m betrug und diese früher so trägen Fluten jetzt in dem engen Felsenbette pfeilschnell dahinschoffen. Zahllose Wirbel im Strome sowie schroffe Abhänge aus Porphyr- und Basaltgestein am Ufer ließen erkennen, daß wir uns allmählich dem Berglande Brasiliens näherten.

Am Horizont hemmten sanft ansteigende, im blauen Duft verschwindende Höhen den Ausblick, aber in der grünen Wand der Ufer öffneten sich hin und wieder Lichtungen (obrajes), die einigen von schlanken Palmen überragten Ranchos Platz gewährten.

An einem solchen Fleckchen lag z. B. der historische Ort *Campi chuelo*, wo am 19. Dezember 1810 der Patriotenführer Don Manuel Belgrano, der sich plötzlich aus einem Advokaten zum General emporgeschwungen hatte, seinen ersten Sieg über die spanischen Truppen, welche die Provinz Paraguay verteidigten, davontrug.

Gegenüber am linken Ufer erblickten wir *Candelaria*, ebenfalls ein Ort von geschichtlicher Bedeutung, denn die heute nur aus wenigen Ranchos bestehende Ansiedelung war einst Mittelpunkt des blühenden Jesuitenreiches von Paraguay. Von hier aus wurden die zahlreichen Reduktionen verwaltet, in denen Hunderttausende bekehrter und zivilisierter Guarani-Indianer unter der milden Leitung der Väter vom Orden Jesu glücklich und zufrieden lebten.

Nach der Austreibung der Jesuiten durch die spanischen Behörden im Jahre 1767 haben sich ihre Beichtkinder wieder in die Urwälder zerstreut, ihre Niederlassungen sind zerfallen und in den Bürgerkriegen Argentiniens und Paraguays völlig zerstört worden.

Noch jetzt zeugen tief im Waldesdunkel verborgene Ruinen, die von der Tropenvegetation in wahre Dornröschen-Schlösser verzaubert worden sind, von der einstigen Herrlichkeit des »Imperio Jesuítico«, unter anderem San Ignacio, San Carlos, Apóstoles, Corpus, Trinidad, Jesús u. a.

Leider hatte sich unser Dampfer in der Nähe von Candelaria eine kleine Havarie geholt, indem er mit dem Rade auf einen verborgenen Felsblock aufgestoßen war. Die Reparatur hielt uns solange auf, daß wir erst gegen Mitternacht zu der auf paraguayischer Seite angelegten deutschen Siedelung *Hohenau* kamen. Wir sahen daher von ihr nur einige Ranchos und Blockhäuser, die vom hellen Mondschein beleuchtet, in friedlicher Ruhe dalagen.

Nach der angenehm kühlen Mondnacht brachte uns der folgende Tag, der letzte des Jahres 1908, um so größere Sommerglut.

Wir passierten an ihm mehrere «obrajes» (Lichtungen), wo große «asserraderos» (Dampflägemühlen) die mächtigen Urwaldstämme zu Balken und Brettern an Ort und Stelle verarbeiteten, so daß sie in fertigem Zustande flußabwärts gefloßt werden konnten.

Aus einer solchen Lichtung auf paraguayischer Seite stiegen dichte Rauchwolken empor, und kahle, feuergeschwärzte Bäume streckten ihre dünnen Äste traurig gen Himmel. Beim Näherkommen gewahrten wir eine Anzahl Peone, die mächtige Stämme die Uferböschung herab zum Flusse wälzten, indem sie dabei jedesmal in ein gellendes, echt indianisches Freudengeheul und Händeklatschen ausbrachen, wenn es ihren vereinten Kräften gelungen war, einen der gefällten Riesen ins Rollen zu bringen.

Ganz eigentümlich wirkte es auf uns, wie wir im Munde der braunen Gefellen neben indianischen Ausrufen und den üblichen spanischen Flüchen auch einige anheimelnde deutsche Laute, wie: »Schweinerei!« »Gott verdammt!« »Donnerwetter!« hörten.

Wir befanden uns nämlich wieder in einer deutschen Ansiedelung, der Colonia Maintzhusen, die erst vor kurzer Zeit angelegt worden war.

Die Ranchos und Zelte der Einwanderer verschwanden noch völlig im Grün des Urwaldes, gegen den man eben den Kampf begonnen hatte.

Hier hatte auch der junge, freundliche Österreicher, der den Schrecknissen der griechischen Grammatik entronnen war, sein Zelt aufgeschlagen, um sich seinen eigenen Grund und Boden mit Feuer und Axt zu erobern. — Möge ihm das Glück dabei hold sein und reichen Erfolg bescheren!

Während unser Dampfer an dieser und anderen Lichtungen vorbeifuhr, erhob sich zwischen den Peonen am Ufer und der Schiffsmannschaft ein wahrhaft homerisches Schimpfduett. Da die Unterhaltung in Guarani geführt wurde, konnten wir leider nicht verstehen, worum es sich handelte. Nach dem brüllenden Gelächter zu schließen, das sie begleitete, mußten es jedoch recht gepfefferte Liebenswürdigkeiten sein, die man sich gegenseitig an den Kopf warf.

Im allgemeinen machten mir die Leute den Eindruck großer, gutartiger Kinder, und ich kann wohl verstehen, daß die Jesuiten mit dem Prinzip, sie als solche zu behandeln, so ausgezeichnete Erfolge erzielt haben.

Wiederholt verengte sich das Flußbett jetzt auf 200 bis 300 m, und stöhnend mußte die kleine Edelira gegen die gewaltige Strömung ankämpfen.

In der romantischen Wildnis, die uns umgab, herrschte tiefe, melancholische Ruhe, nur selten unterbrochen durch das Gekreisich davonstiebender bunter Papageien. Der einzige Ton,

der sich andauernd vernehmen ließ, war das eigentümlich schwirrende Pfeifen der sogenannten chicharas, großer brauner Zirpen, die mit ihren Flügeldecken ein weithin vernehmbares metallisches Geräusch hervorbrachten. Sonst unterbrach nichts als das gleichmäßige Puffen des Dampfers die friedliche Stille der Wildnis; kein lebendes Wesen ließ sich erblicken. Nur herrliche in allen Farben des Regenbogens schillernde Schmetterlinge, vor allem große, schöne Bambusfalter mit atlasblauen Flügeln umgaukelten leise das Schiff.

Glutrot sank die Sonne dieses für uns alle drei unvergeßlichen Sylvestertages des Jahres 1908 hinter den düsteren Kronen der Urwaldbäume hinab, und unmittelbar darauf, fast ohne Übergang bedeckte schwarze Finsternis Strom und Wald.

Unbeschreiblich schön sind die **S o n n e n u n t e r g ä n g e** i n j e n e n **B r e i t e n**, obwohl sie nur wenige Augenblicke dauern. Kaum ist die glühende Scheibe des Tagesgestirnes hinabgetaucht, so breitet sich über den westlichen Horizont ein leuchtendes gelbgrünflimmerndes Band, während im Osten dunkle Streifen aufzulaufen beginnen, die in allen Schattierungen von Lila, Violett oder Rosa spielen und am Zenit in fattes Blau übergehen. Bald zerfließen diese Farben in ein einziges, von flüssigem Golde durchglühtes Rot, das schnell erbleichend verlischt, indem vom dunklen Saume der Wälder her ein tiefes Blauschwarz, zwischen dem die Sterne silbern aufblitzen, das Himmelsgewölbe überzieht.

Es war Sylvesternacht, aber zu dem heimischen Punsch verspürte nach dem sonnendurchglühten Tage keiner von uns Neigung, sondern wir zogen es vor, die wenigen Stunden Nachtkühle zur Ruhe zu benutzen, um uns für die Hitze des kommenden Tages zu stärken.

Ein freundliches: «feliz año nuevo!» (glückliches Neujahr!) des Kabinenstewards, eines waschechten Indianerjungen, weckte mich am andern Morgen.

Wahrlich, so strahlend und glückverheißend hatte mir noch nie die Sonne eines Neujahrsmorgens entgegengeleuchtet wie diesmal in der paradiesischen Waldeinsamkeit des Alto Paraná!

Zahllose kleine und größere Zuflüsse, die in weißschäumenden Kaskaden die steilen Uferwände herabstürzten, unterbrachen das dunkle Grün des Urwaldes und belebten die im Sonnenglanz so ruhig und friedlich daliegende Wildnis.

Einen der schönen Wasserfälle, den am Westufer gelegenen Nacunday, konnten wir glücklicherweise besuchen, da man hier eine größere Lichtung gehauen hatte und der Dampfer zum Holzladen einer längeren Aufenthalt nehmen mußte.

Nachdem wir die steile Uferböschung emporgeklettert waren, an deren Rande sich inmitten der frisch gerodeten Waldblöße mehrere

Ranchos aus Lehm und Bambusrohr befanden, gelangten wir auf einem verschlungenen Saumpfade zwischen Bambusstaudeu, hier «tacuaras» genannt, von denen einzelne 10—15 m Höhe erreichten, nach dem Katarakte.

Noch waren die Strahlen der Morgenfonne nicht durch die dämmernde Wölbung des mächtigen Blätterdaches, das sich über unseren Köpfen ausdehnte, hindurchgedrungen, so daß erquickende Kühle in dem taufrischen Urwalde herrschte, und nach kurzer angenehmer Wanderung befanden wir uns am Ñacunday, einem hellen, klaren Bergstrom von einigen 50 m Breite, der donnernd und brausend über eine Basaltschwelle von etwa 30 m Höhe herabstürzte.

Auf beiden Seiten neigten gewaltige Baumriesen ihre majestätischen Kronen über den weißen Gischt des Falles, und mächtige entwurzelte Stämme hatten sich auf einem vorspringenden Felsen in der Mitte des Absturzes zu einem wilden Chaos emporgetürmt. Auf ihnen saßen verschiedene ñacundás, eine Art wilder Truthähne, die dem Flusse den Namen gegeben haben, während hoch oben im blauen Äther über den Wipfeln große Geier ihre Kreise zogen.

Immer enger und steiler wurden nun auf der Weiterfahrt die Ufer, und immer häufiger durchbrachen Gesteinsmassen das üppige Grün der Pflanzendecke.

Gegen Abend näherten wir uns dem Endpunkt der langen Dampferfahrt. Bei Sonnenuntergang wurde die berühmte Dreiländergrenze passiert, wo an der Mündung des Iguazú-Flusses in den Paraná Argentinien, Brasilien, und Paraguay zusammenstoßen, und mit einbrechender Dunkelheit landeten wir endlich an der kleinen brasilianischen Militärkolonie Puerto militar, dem Ziele unserer langen Flußreise.

Auf dem Schiffe hatte man viel erzählt von der Unfreundlichkeit der brasilianischen Zollbeamten, und in der Tat war die Stimmung zwischen Brasilianern und Argentinern eine recht gereizte infolge der törichten Agitation des Dr. Estanislao Zeballos in Buenos Aires, eines unglaublich eitlen und gewissenlosen Politikers, der als Minister des Auswärtigen eine ziemlich klägliche Rolle gespielt hatte und nach seinem etwas unfreiwilligen Rücktritt von diesem Posten am liebsten zur Befriedigung seines gekränkten Ehrgeizes einen gänzlich ungerechtfertigten Krieg zwischen Argentinien und Brasilien heraufbeschworen hätte.

Der erste Empfang, der uns auf brasilianischem Boden zuteil wurde, war denn auch anfangs nicht gerade freundlich. Es wurde uns barsch bedeutet, wir sollten das Gepäck an der Küste liegen lassen und warten, bis uns ein Beamter zur Revision ans Zollamt begleiten würde.

So hatten wir denn wieder einmal Gelegenheit, südamerikanische «paciencia» zu üben. Ein kräftiges Donnerwetter nach altbewährtem preußischen Muster wäre in solchen Fällen das Verkehrteste, was man tun könnte. Spaniern und Kreolen gegenüber ist das einzige Mittel, um etwas zu erreichen, ruhige, gleichmäßige Höflichkeit, wenn man auch innerlich vor Wut bersten mag. Unser geduldiges Warten sollte diesmal ebenfalls belohnt werden. Als schon die Nacht hereingebrochen war und wir noch immer in etwas ungemütlicher Stimmung auf unseren Gepäckstücken wartend saßen, kam plötzlich ein Herr die Uferböschung herab und bot uns in fließendem, wenn auch etwas fremdländisch klingendem Deutsch seine Hilfe an. Es war ein Deutschbrasilianer, der in Coritiba, im Innern des Landes, ein großes Holzgeschäft besaß und sich vorübergehend in der Militärkolonie aufhielt. Nun änderte die Lage sich mit einem Schlage. Die Zollbeamten waren die Liebenswürdigen selber und halfen uns das Gepäck den steilen Uferhang hinauf ins Hotel bringen, ohne es irgendwie zu revidieren.

Dieses «Hotel» war eine Bretterbude, in der ein Uruguayier zu hohen Preisen Speisen und Getränke verkaufte. Aber wir mußten den Umständen entsprechend immerhin ganz zufrieden sein, denn wir hatten ein Dach über uns, ein landesübliches «cadre de lona» mit ganz reinlicher Wäsche zum Schlafen, sowie leidlich gutes Essen und Trinken für des Leibes Nahrung und Notdurft.

Wenn sich, nachdem wir das Licht gelöscht hatten, unter den Balken des Daches Fledermäuse und Ratten ein Stelldichein gaben, so mußte man das eben hier an der Grenze der Wildnis mit in den Kauf nehmen.

Vorm Schlafengehen befahen wir uns noch den Neujahrsball in der Kaserne, wo wir von dem brasilianischen Oberst sehr liebenswürdig empfangen wurden, er versprach, uns in jeder Weise zu unterstützen, wenn wir auf der Tour seine Hilfe bedürfen sollten. Es war überraschend, daß es sogar unter den Offizieren dieser entlegenen Urwaldgarnison einige gab, welche Deutsch lernten, um sich für die Kriegsakademie in Rio de Janeiro vorzubereiten. Am anderen Tage wollten wir schon zeitig aufbrechen, aber die Pferde, welche der Wirt zu liefern hoch und heilig versprochen hatte, waren nirgends zu sehen, und die Aussicht auf Fortsetzung unserer Reise schien recht trübe, da fast die ganze Einwohnerchaft ihren cañã*)-Rausch von der gestrigen Neujahrsfeier ausschloß.

Schließlich gelang es uns jedoch, für teures Geld bei dem Krämer des Ortes vier Pferde und einen indianischen «vaqueano» (Wegkundigen), der uns den Pfad nach dem Iguazú-Wasserfall zeigen

*) Zuckerrohr-Schnaps.

ollte, aufzutreiben. Eins der Tiere machte einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck, doch versicherte uns der Vaqueano aufs bestimmteste, das Pferd würde den Marsch bequem aushalten, so daß wir uns leider überreden ließen, es mitzunehmen. Die Folge war dann allerdings so, wie es in Uhlands Liede heißt: «Fast mußte der Reiter die Mähre tragen!»

Gegen 11 Uhr, in der Mittagschwüle, setzte sich unsere kleine Karawane endlich in Bewegung, und bald umging uns der herrlichste Urwald. Der Weg war anfangs recht bequem, denn er folgte der Spur der erst vor kurzem durch Militär angelegten Telegraphenlinie nach Coritiba, bald aber wurde der Ritt ziemlich beschwerlich, denn der Pfad, welcher einst für die argentinisch-brasilianische Grenzregulierungs-Kommission in das Dickicht gehauen worden war, hatte sich inzwischen in eine sogenannte «picada sucia», was man etwa mit «verwachsene Schneise» übersetzen könnte, verwandelt. Häufig waren mächtige, meterdicke Stämme mit ihrem ganzen Anhang von Lianen und Philodendren über den Weg gestürzt und nötigten zu weiten Umwegen durch das Gestrüpp, während an anderen Stellen Bambusflauden und Riesenfarne den Pfad überwuchert hatten, so daß wir ohne den Vaqueano, der mit seinem Machete den Weg bahnte, wohl nach kurzer Zeit zur Umkehr gezwungen gewesen sein würden oder uns im Dickicht verirrt hätten.

Von der herzerquickenden Frische, die wir Deutschen als ein selbstverständliches Attribut unserer heimischen Wälder ansehen, darf man nun freilich im tropischen Urwalde ein für allemal nichts erwarten. Unter dem weiten Blätterdache, durch das die Strahlen der Sonne nur gedämpft hindurchdringen, herrschte eine erdrückend schwüle Treibhausluft, und die zahllosen Insekten: mosquitos, tábanos, bariquises und wie sie alle heißen mögen, die Mensch und Pferd mit unerfättlichem Blutdurste verfolgen, lassen einen reinen, ungetrübten Genuß an der Üppigkeit und Farbenpracht des herrlichen Pflanzenwuchses nicht recht aufkommen.

Nach einem sechsstündigen Ritte, bei dem Dr. K., ich will dahingestellt sein lassen, ob infolge der Tücken des Waldes oder der eigenen Reitkunst, mehrmals unfreiwillig den Sattel verließ, hörten wir schon das Donnern des Kataraktes ganz nahe, als plötzlich ein gewaltiger Gewitterguß herniederging und uns in wenigen Sekunden bis auf die Haut durchnäßte.

Glücklicherweise war mir der poncho, den ich als Decke unter den breiten mexikanischen Sattel gelegt hatte, und etwas Wäflche im Mantellack trocken geblieben, aber für meine beiden Gefährten war die Aussicht, die Nacht in ihren völlig durchnäßten Kleidern zubringen zu müssen, besonders wegen der Fiebergefahr, wenig angenehm.

Am Ufer des Iguazú-Flusses trafen wir eine halbverfallene Schutzhütte, die vor einigen Jahren für die Grenzkommission oder etwaige Touristen errichtet, dann aber völlig vernachlässigt worden war, doch gewährte sie wenigstens gegen den Regen Schutz.

Da man von dieser Hütte aus nur das gegenüberliegende argentinische Ufer mit einem kleinen Teile des ungeheuren Halbkreises, den die Iguazú-Fälle bilden, übersehen konnte, machten Herr M. und ich uns sofort auf, um durch den regenfeuchten Wald bis an das Ufer oberhalb des Kataraktes vorzudringen.

Unser Führer hatte kategorisch erklärt, vorläufig nicht weiter mitgehen zu wollen, und so mußte der dritte von uns bei Gepäck und Pferden zurückbleiben, denn man konnte nicht wissen, ob der liebenswürdige Herr Peon nicht etwa Lust bekam, sich mit unseren Sachen seitwärts in die Büsche zu schlagen.

Es war nicht gerade leicht, durch das nasse Gestrüpp vorzudringen, denn der Pfad, welcher einst hier existiert hatte, war völlig überwuchert. Indessen der Anblick, der sich uns nach etwa 10 Minuten angestrengten Kletterns und Kriechens bot, belohnte reichlich alle aufgewandte Mühe.

Die Strahlen der nach dem Gewitter hell und klar untergehenden Sonne beleuchteten ein Schauspiel, so herrlich und einzigartig, wie es keine Feder beschreiben und kein Pinsel auf die Leinwand zaubern kann.

Was sich da vor unseren staunenden Augen ausbreitete, das war kein Wasserfall, sondern ein ganzes Chaos von Wasserfällen, einer immer größer und schöner als der andere. Das Flußbett bildete hier zwei ungeheure hufeisenförmige Granitstufen, deren Gesamtausdehnung fast 4000 m erreicht, während die Höhe jeder einzelnen etwas 30—40 m beträgt. Über sie hinweg schießen donnernd und brausend in rasendem Sturz die Wasser; bald in einem einzigen ungeheuren Sprung über beide Terrassen hinwegsetzend, bald von Stufe zu Stufe, von Felsblock zu Felsblock hüpfend und in weißliche Schaumwolken zerfließend, bald als Sturzbäche, wie ein silberhelles Band sich durch Felstrümmer und Gesträuch hindurchwindend.

Dies ganze wildromantische Bild der tosenden und brausenden Wasser umgibt als feierlich ernster Rahmen in erhabener Ruhe der schweigende Urwald. Jedes Fleckchen Erde und jeder Felsblock, der aus dem kochenden Gischt der tobenden Fluten auftaucht, ist mit üppigem Grün bedeckt. Schlanke Palmen recken ihre biegsamen Stämme und majestätischen Kronen inmitten des grauligen Sturzes gen Himmel, und rastlos peitscht das wilde Spiel der Wellen die Zweige und Schlingpflanzen der Uferbäume, die bis in den Strudel herabhängen.

Der Genuß dieses einzigartigen Schauspiels ist um so tiefer und reiner, als kein elendes Menschenwerk dem Beschauer verkümmert, was so groß und herrlich aus des Weltenschöpfers Meisterhand hervorgegangen ist.

Beinahe wäre mir jedoch noch im letzten Augenblick, unmittelbar am Ziele, durch ein lächerliches Mißgeschick der Anblick all' dieser Pracht vorenthalten worden, denn als ich mich, halbverdurstet durch die Anstrengungen des Rittes und des letzten schwierigen Marsches über das Wasser beugte, um nach Art der dreihundert Auserwählten Gideons meinen Durst zu löschen, fiel mir der Kneifer in den Strudel und verschwand auf Nimmerwiedersehen. Hätte ich nicht, infolge früherer Ritte durch den Urwald gewißigt, eine Reservebrille bei mir gehabt, so wäre es um den Genuß des Schauens geschehen gewesen. Trotz des Mißgeschickes mußte ich über diese Tücke des Iguazú herzlich lachen, und im Stillen sagte ich mir: Recht hast du, neidischer Urwaldstrom, deine Schönheit gegen Profanierung durch bebrillte Augen zu verteidigen; aber leider wird es dir wenig nützen!

Heute zwar kommen diese heimtückischen Brillenmänner noch als harmlose Touristen, um sich am Anblick deiner Wunder zu erlaben, bald aber werden es Ingenieure und Baumeister sein, welche die Kraft deiner tosenden Wasser mit mathematischen Formeln berechnen, welche die ragenden Urwaldriesen, die deine Ufer beschatten, mit unbarmherzigen Streichen fällen und dich selbst, du stolzer, unbändiger Gefelle, in eiserne Fesseln schlagen.

Dann wirst du, in Kanäle und Turbinen gezwängt wie dein nördlicher Bruder, der Niágara, dereinst Millionenstädten an den Ufern des Paraná als Kraftquelle für ihre Elektrizitätswerke dienen; aber für immer wird verschwunden sein all die Herrlichkeit im tiefen Waldesfrieden, die heute unser Schönheitstrunkenes Auge geschaut und die der Guarani-Indianer, der dich zuerst mit staunender Bewunderung erblickte, so einfach und treffend zum Ausdruck brachte, indem er dich «y-guazú», das große Wasser nannte.



ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Berichte des Naturwissenschaftlichen Verein für Bielefeld und Umgegend](#)

Jahr/Year: 1911

Band/Volume: [2](#)

Autor(en)/Author(s): Hölzer Volkmar

Artikel/Article: [Auf zum Jguazú! Ein Weihnachtsausflug in den brasilianischen Urwald 1-22](#)